

den Ton der Glocke bestimmt) als Familiengeheimnis geschützt und weitervererbt wurde, beschränkten sich ihre Gußformen auf wenige Abarten; damit wird der Gleichklang benachbarter Glocken hinreichend erklärt. Von insgesamt siebzehn mit dem Namen des Gießers bezeichnete Glocken in den ehemaligen Oberämtern Calw und Nagold entfallen je sieben Glocken auf den Eßlinger Pantlion Sydler und den Heilbronner Bernhard Lachmann, was obige Angaben bestätigt.

Die Verlegung der Ereignisse in die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, zum Teil auch in die für unsere Gegend besonders spürbar erlebte Zeit der Franzosendurchzüge rührt daher, daß diese Zeitabschnitte frühere Ereignisse zu überdecken vermochten; alles vorher Geschehene wird mit dem stärkeren, jüngeren Erlebnis in Verbindung gebracht. Die bisherige Beweisführung widerlegt für unsere Oberwälder Glockensagen derartige Datierungen, wenn auch politische Grenzen für die Entstehung des Rotfelder-Ebhauser-Effringer Sagenkreises herangezogen werden könnten: Ebhausen und Effringen waren nachmals württembergisch, Rotfelden dagegen badisch. Ähnlich lagen die Verhältnisse beim badischen Simmersfeld beziehungsweise dem halb badisch, halb württembergischen Zwerenberg. Da aber die Zugehörigkeit zur Urkirche bis heute noch in kirchlichen und schulischen Verhältnissen manchenorts wirksam ist, werden doch sie eher bei der Entstehung der Sagen mitgewirkt haben.

Die Betrachtung der Glockenverstecke ergibt weitere interessante Tatsachen. Vier unserer Sagen behaupten, feindliche Soldaten hätten die Glocke abgenommen und fortgeschleppt, bis sie ihnen zu schwer geworden sei; sie hätten die Glocke dann vergraben. Es ist einleuchtend, daß man schwere Glocken einen Hang hinunterrollen oder in ein Loch hineinplumpsen läßt, um sie schnell und mühelos dem Auge des Feindes zu entziehen. Solche Täler, Abhänge und Schluchten bilden oft natürliche Markungsgrenzen; sie liegen fernab, sind sumpfig oder bewaldet und sind mit dem Schatten des Unheimlichen behaftet. An solchen Orten kann nur Böses geschehen. So berichten auch unsere Sagen, die geraubten Glocken seien an solchen Orten vergraben, beziehungsweise geraubt worden: Auf der Grenze zwischen Rotfelden und Effringen im Schwarzenbachtal; im Oberweiler Hardt (im Zipfelloch), welches in unmittelbarer Nähe des Kirchwegs, eines Waldbrunnens und eines Kreuzwegs liegt. Diese Angabe kirchenbezogener Orte wiederholt sich in der Walddorfer Sage, nach der die Schweden eine Glocke in der Widumshalde (also einem Kirchacker) vergraben haben; kein Wunder, daß es an solchem Orte nicht geheimer ist; die Glocke ruft durch Lichter und sucht Gerechtigkeit. Sowohl die Simmersfelder selbst, als auch die Aichhalder und die weit entfernt wohnenden Neuweiler behaupten, daß die geraubte Glocke im Zipfelloch, jenem unheimlichen Ort dicht an der Grenze zwischen Simmersfeld und Oberweiler-Aichhalden vergraben worden sei. Diese übereinstimmende Angabe macht für den Simmersfelder Sagenkreis eine wirkliche Begebenheit glaubhaft,

will man nicht annehmen, es handle sich bei den drei Sagen um Übertragungen. Glücklicherweise finden sich aber Urkunden, die von einem jahrzehntelangen Grenz- und Weidestreit der Simmersfelder und Oberweiler berichten (1565–93). Teile des Hardts, das Kelmlinsfeld oder Brücklestal (heutiger Flurname Bürklestal) – in unmittelbarer Nähe liegt das Zipfelloch – lagen damals als Pfand zwischen Württemberg und Baden, ein Niemandsland, das verwüstet, abgeholzt und abgeweidet wird und das zu Streitereien Anlaß gibt, deren Ausgang uns die Akten vorenthalten. Brauchen wir uns darüber zu wundern, daß deshalb der Schauplatz eines Glockenraubes in dieses Niemandsland verlegt wird, wenn derselbe sich auch schon früher abgespielt hat: Was im Niemandsland gefunden wird, gehört dem Finder, ein Raub wird zum Fund und verliert seine belastende Schwere.

So bieten uns die Oberwälder Glockensagen im einzelnen wie in ihren Gruppierungen um die Orte Simmersfeld und Effringen nicht nur ein anschauliches Beispiel lebendigen Sagenguts mit all seinen Ausschmückungen von Einzel- und Wandermotiven, Glocken- und Ortsneckreimen, sondern stellen auch in ihrer reizvollen Verflechtung von historischer Begebenheit, phantastischer Ausschmückung und uraltem Volksglauben eine Fundgrube besonderer Art für den Suchenden dar. *W. Pabst*

Die angeblichen Sagen vom Schwenninger „Hölzlekönig“

Eine besondere Sehenswürdigkeit Schwenningens bildete vor einem halben Jahrhundert eine riesige Tanne im Waldteil „Hölzle“ westlich von Schwenningen. Sie galt als die größte Tanne in Deutschland, hatte eine Höhe von 43 Meter, der Umfang betrug in 1 Meter Höhe 6 Meter, in 30 Meter Höhe 3,60 Meter. Eine Berechnung der Holzmasse im Jahre 1880 hatte 33 Festmeter ergeben. Die letzten Reste des durch mehrere Blitzschläge schon seit langem sehr mitgenommenen Baumriesen, dessen Alter rund 400 Jahre erreicht haben dürfte, sind 1940 vollends zusammengebrochen.

Der erste, der von diesem Baume berichtet, ist unseres Wissens der Unteramtsarzt Sturm in seiner Beschreibung von Schwenningen aus dem Jahre 1823. In einer Schwenninger Urkunde von 1771 ist von einem Acker „bei der Thannen“ die Rede, es ist wahrscheinlich, aber nicht sicher, der spätere „Hölzlekönig“ gemeint, der diesen Namen wohl dem Dr. Sturm verdankt.

Über diesen Baum hat eine Sage weite Verbreitung gefunden und ist auch in dem bekannten Buche „Schwäbische Sagen“ von Rudolf Kapff aufgenommen worden. Danach wurde ein im Walde ausgesetztes Zigeunerbüblein in Schwenningen aufgezogen. Als später die Zigeuner wieder einmal durch die Gegend kamen, erkannte die Großmutter ihren Enkel und stellte ihn den Zigeunern als ihr rechtmäßiges Oberhaupt vor. Der Oheim des Jungen

und bisherige Anführer legte zur Rache dafür in Schwenningen an mehreren Stellen Feuer; die Schwenninger, welche ihren Zigeunerjungen für den Anstifter hielten, zogen hinaus und schlugen diesen tot. Das Tännlein auf seinem Grabe wurde der Hölzlekönig.

Diese „Sage“ ist tatsächlich in Schwenningen allgemein bekannt gewesen, aber es ahnt kein Mensch mehr, daß sie noch nicht einmal fünfzig Jahre alt ist!

Den Ursprung dieser Erzählung berichtet Altstadtschultheiß David Würth in seinem vor zwanzig Jahren, kurz vor seinem Tode, erschienenen Büchlein „Vom Dorfschulmeister zum Stadtschultheißen in Schwenningen am Neckar“. Dort heißt es auf Seite 91 bis 92:

„Nicht unerwähnt soll bleiben, daß einer meiner Kursgenossen, der verstorbene Oberlehrer Herrigel in Heidelberg, eine Novelle „Der Hölzlekönig“ geschrieben und dadurch diesem Baumpatriarchen ein dauerndes Denkmal gesetzt hat.

Zur Erläuterung der Entstehung der interessanten Erzählung habe ich nachfolgendes geschrieben:

Schwenningen, 6. April 1901. Vorigen Herbst besuchte mich ganz unverhofft mein lieber Jugendfreund, Hauptlehrer G. Herrigel in Heidelberg. Da ich denselben als großen Naturfreund kenne, führte ich ihn trotz Sturm und Schneegestöber zu unserem Hölzlekönig. Schon viele Besucher habe ich dorthin begleitet und manchen Ausdruck der Bewunderung über diesen Baumriesen von ihnen vernommen, allein einen solch überwältigenden Eindruck, wie bei meinem Studiengenossen Herrigel, habe ich noch nie beobachtet. Wie bezaubert stand er da und die Ekstase riß ihn zu einer mir unvergesslichen Ansprache an den Waldesfürsten hin. Auf dem Heimweg befragte mich mein Promotionale über die Geschichte unseres Dynasten, worüber ich ihm leider nur dürftige Auskunft erteilen konnte. „Ich werde sie ergänzen“, versicherte er mich. „Euer Neckar, der durch Heidelberg strömt, wird mich stets an dich und euern ‚Hölzlekönig‘ erinnern.“ Am 1. April, dem Geburtstage unseres Altreichskanzlers, des Koryphäen im Sachsenwalde, überbrachte mir der Briefträger ein Büchlein, betitelt: Erzählungen von G. Herrigel. Begierig forschte ich nach dem Inhalt und fand unter den acht Novellen eine mit dem Titel „Der Hölzlekönig“. Beim Lesen derselben erging es mir wie oben dem Verfasser; ich fühlte mich in die Geisterwelt versetzt und konnte eine fast beschämende Rührung nicht unterdrücken. Wie anheimelnd, wie berückend und doch wie so schlicht ist diese Erzählung! Es hieße einen duftenden Blumenstrauß zerpfücken, wollte ich Einzelheiten aus dem schön gebauten Gefüge herausgreifen; ich würde dadurch den tiefen Eindruck beeinträchtigen, welchen diese spannende Darstellung auf jeden Leser machen muß. Mein Freund hat durch diese beachtenswerte Abhandlung nicht nur mir, sondern auch der ganzen hiesigen Gemeinde ein Andenken von bleibendem, ja stets wachsendem Werte dargereicht und zur Verbreitung des Renommés unseres „Hölzlekönig“ wesentlich beigetragen, wofür ich ihm an dieser Stelle meinen und aller Schwenninger tiefgefühltesten Dank ausspreche.

Auf meine Veranlassung erschien dann der „Hölzlekönig“ im Sonderdruck und fand bei allen Lesern viel Beifall. Die Erzählung wurde sogar dramatisiert und kam hier vielfach mit Erfolg zur Aufführung.

Auch dichterisch wurde der dankbare Stoff verwertet und in Verse geformt. Das dem „Hölzlekönig“ am Schlusse beigefügte Gedicht von Georg Biedenkapp ist eine Perle der Dichtung...

Wir sehen, daß hier immer von einer Erzählung, nicht von einer Sage die Rede ist. Ebenso heißt auch das Titelblatt eines 1908 in Schwenningen erschienenen Heftchens: „Der Hölzlekönig. Dramatische Dichtung aus Schwenningens Vergangenheit nach einer Erzählung von G. Herrigel. Verfaßt von Albert Azone.“

Eine andere Sage über den Hölzlekönig gibt Paul Goetze in einer Arbeit über „Die Grenzsteine rund um Schwenningen“ (im Stadtbuch der Industriestadt Schwenningen am Neckar 1935, Seite 50) wieder:

„... die Nähe des altersschwachen Baumkönigs läßt die Erinnerung an jenes unglückliche Liebespaar Valentin Schlenker und Ursula, des Vogts von Schwenningen Tochter, wach werden. Die Sage ist wohl in den Zeiten des ‚armen Konrads‘ oder des Bauernkrieges entstanden. Valentin mag damals auch für die Sache der geschundenen und bedrückten Bauern eingestanden sein. Nach dem unglücklichen Ausgang der Bauernerhebung mußte er fliehen, hier im Walde nahm er Abschied von seiner weinenden Geliebten, sie auf bessere Zeiten tröstend und sie zum Ausharren ermahmend. Um ihr ein Zeichen seiner Wiederkunft zu geben, zieht er ein Tännchen aus dem Boden und gräbt es mit den Zweigen zuunterst wieder ein. Dazu soll er gesagt haben: Genau so sicher wie das Tännchen weiterwächst, so sicher sei auch seine Wiederkunft. Die Sage läßt den armen Valentin in der Fremde sterben, er hat seine geliebte Heimat nicht mehr gesehen. Die unglückliche Ursula hat mit rührender Treue ihres Valentin gedacht und hat den jungen Baum gepflegt, der dann zum mächtigen Baumriesen herangewachsen ist. Soweit die Sage und soweit mag sie auch alt sein, schon weil sie durch ihre Schlichtheit der Denkart des Volkes entspricht. Die Fassung, die Herrigel ihr gegeben hat, ist abzulehnen, abzulehnen ist auch das ‚schmückende‘ Beiwerk, das da und dort der alten sinnigen Erzählung angehängt wird. Solche Baumsagen sind übrigens im ganzen deutschen Sprachgebiet verbreitet und werden in ähnlicher Form erzählt.“

Diese Erzählung finden wir erstmals 1919 in der ersten Auflage des Schwenninger Heimatbuches „Von des Neckars Quelle“ von August Reitz († 1948), von dem die dritte Auflage kürzlich erschienen ist. Interessanterweise fehlt hier noch das Motiv vom Verkehrt-Eingraben des Baumchens. Diese „Sage“ ist jetzt unter den jüngeren Schwenningern an die Stelle der Zigeunergeschichte getreten. Daß es eine Erzählung von Herrn Reitz ist, die den Zweck hatte, die Zigeuner-„Sage“ allmählich zum Verschwinden zu bringen, ergab sich aus einer Unterhaltung mit Herrn Reitz, der auf meine Frage hierüber dieser Auffassung von mir nicht widersprach, allerdings ohne selbst auch ihre Richtigkeit auszusprechen.

Bei dem im allgemeinen recht nüchternen Volkscharakter der Schwenninger sind solche Sagen von vornherein verdächtig. Wenn 1823 Sturm den Hölzlekönig ausdrücklich erwähnt, so wäre nach der Art seines Werkes durchaus zu erwarten, daß er auf eine damit in Verbindung stehende Sage hingewiesen hätte, falls ihm eine bekannt geworden wäre. Auch aus den Angaben David Würths von 1901 wird man kaum das Vorhandensein einer alten Sage über diesen Baum ableiten wollen; die Gedankenverbindung Hölzlekönig-Zigeunerkönig-Zigeuner ergab sich meines Erachtens leicht daraus, daß das „Hölzle“

dicht an der württembergisch-badischen Landesgrenze ein beliebter Lagerplatz der Zigeuner gewesen ist. So müssen also diese Erzählungen aus den „Sagen“-Sammlungen gestrichen werden. Mögen sie aber überall bei der Aufnahme von Sagen zu größter Vorsicht mahnen. Nach meinen Eindrücken geht der größere Teil der Sagen, die man heute in Schulen aus der Schuljugend erfragt, auf irgendwelche neuen Erzählungen oder auf Übernahme bereits veröffentlichter Sagen anderer Gegenden zurück. In der dritten Auflage des Schwenninger Heimatbuches wird unter anderem eine von Herrn Reitz durch eine Schülerin aus einer alten Schwenninger Familie in Erfahrung gebrachte Sage von einem nächtlichen Appell römischer Soldaten an der Römerstraße im Gewand „Schopfelen“ aufgeführt, die mir zu dieser letzteren „Sagen“-Gruppe zu gehören scheint, da dieselbe Sage im „Sagenkränzlein“ von E. Rebholz (Tuttlingen 1924) aus der Waldmössinger Gegend berichtet wird, wo sie ja auch viel eher am Platze zu sein scheint, als in Schwenningen, das zwar einige römische Gutshöfe hatte, aber nicht wie Waldmössingen und Rottweil (Arae Flaviae) irgendeine militärische Bedeutung besaß. In diesem Falle des Legionärsappells glaube ich auch nicht an eine ältere Sagenwanderung, die auf nur mündlicher Weitergabe beruht, sondern ich bin der Ansicht, daß die Sage erst nach 1924 aus dem Rebholzschen „Sagenkränzlein“ in Schwenningen Fuß gefaßt hat. Es wäre interessant, solchen Fällen auch anderswo nachzugehen.

Johannes Benzing

Kinzigflößer

Wie ein Ruf aus vergangenen Zeiten tönt dieses Wort zu uns herüber, Erinnerungen an ein Gewerbe, dessen lebendiger Pulsschlag noch vor hundert Jahren die stillen Täler des Schwarzwaldes durchflutete und dessen Tradition zu einem Kernstück einstiger wirtschaftlicher Blüte in unserer Heimat gehört. Heute ist die Kinzigflößerei ein Stück Vergangenheit, einer der letzten Flößer, Sebastian Armbruster, der sogenannte „Heubachflößer“, der in den „Waldleuten“ Heinrich Hansjakobs als „Wirtsbasche“ erwähnt wird, wurde am 29. Oktober 1939 auf dem Bergfriedhof zu St. Roman zu Grabe getragen. Es bleibt uns nur das Gedenken an das frühere Wirken der weit über Deutschland hinaus bekannten Flößergestalten in ihren hohen Wasserstiefeln, denen Wilhelm Hauff in seiner Schwarzwaldlerzählung „Das kalte Herz“ ein bleibendes Denkmal gesetzt hat. Straßburg vorab, der große Handelsplatz am Rhein, hat einst bedeutenden Einfluß auf die Kinzigflößerei gehabt, den Baumreichtum des Schwarzen Waldes hat man sich zu Tal geholt, und da die Landwege meist noch unerschlossen waren durchs wilde Gebirg, hat man sich der Wasserstraßen bedient. Schon im 11. und 12. Jahrhundert erkennen wir mit dem Wachsen und Gedeihen der mittelalterlichen Städte, denen Bauholz dringend not tat, die ersten Anfänge des Flößergewerbes auf der Kinzig. Eine Straßburger Zollordnung von 1370

schreibt vor: „das holtz, daz do har komet uff der Kintzingen, das hat der Zoller noch da her fry zu lassen“. Hier nun steht auch die Wiege der genossenschaftlichen Vereinigungen der Kinzigflößer, der Schifferschaften. Ihnen oblag es, die Floßwege herzurichten und in Ordnung zu halten, Wehre und Floßgassen zu bauen. Die Stadt Wolfach besitzt bereits 1470 eine Floß- und Zollordnung. Schon hundert Jahre vorher erhalten die geistlichen Frauen des Klosters Wittichen von Herzog Rainald von Urslingen Erlaubnis zur zollfreien Durchfahrt beim Schiltacher Zoll. Wir dürfen daraus schließen, daß damals auch die kleine Kinzig schon floßbar gemacht war, und damit das ganze obere Kinzigtal bereits in die Floßwege mit einbezogen wurde. Ihr Holz haben die Flößer aus den Wäldern der Klöster Alpirsbach, Rippoldsau und Wittichen geholt, aber auch die zahlreichen Bauernwaldungen lieferten Teile der Gebinde und erbrachten den größten Holzanfall. Zwischen dem Land Württemberg, das auch bei Schiltach einigen Waldbesitz hatte, Schramberg und Alpirsbach wird im Jahre 1523 ein Floßvertrag geschlossen, der aber erst durch die Floßordnung vom 23. Juni 1564 feste Formen annimmt und für Schiltach und das Alpirsbacher Klosteramt rechtsgültig ist. Die Württemberger durften danach kein Holz an Fremde verkaufen, sondern nur nach bestimmten Richtpreisen an die Schiltacher, Alpirsbacher und Wolfacher Schiffer. Wie H. Fautz in seiner „Geschichte der Schiltacher Schifferschaft“ nachweist, sind nur Leute in diese aufgenommen worden, „so einer für Tauglich geacht, der soll sich mit zimlichem Geld nach erkandtnus einkaufen“, wobei die Alpirsbacher noch die Zustimmung von „des Klosters Befehlshaber“ haben mußten.

Großer Wert wird von Anfang an darauf gelegt, daß die Schiffer von Alpirsbach, Schiltach und Wolfach sich nach „alt herkommen freundlich nachbarlich und getreulich“ untereinander vertragen. Wer deshalb gegen die Floßordnung fehlte, kam vor das „Flötzgericht“, das jährlich tagte. Immer wieder aber gibt es trotzdem Reibereien zwischen den benachbarten Flößergilden, wobei die Schenkenzeller Floßknechte als besonders unbotmäßig bezeichnet werden. Nun durfte natürlich nicht jeder so viel Floßholz in den Wäldern hauen, wie er wollte. Vielmehr haben die Forstbehörden genauen Auftrag gehabt, „das unnöthig hauen und reutten der Hölzer“ abzustellen und „bey Jhren Unterthanen einsehens (zu) haben und ordnung (zu) geben, waß und wieviel ein jeder jährlichs aus seinen Wäldern für Floßholz hauen und reutten solle“. Durch die Zollordnungen erfahren wir, woher die Hölzer stammen, die man in die Flöße eingebunden hat. So ergibt sich aus dem Schiltacher Floßzoll von 1591, daß unter anderem Sonderzoll beziehungsweise gemeiner Zoll von Hölzern erhoben wird, die aus Waldungen bei Alpirsbach, Ehlenbogen, Röttenberg „die Staig herab“ und Reinerzau stammen. Um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert steht das Flößergewerbe im Kinzigtal auf einem Höhepunkt, der seinen Ausdruck in Wohlstand und Ansehen seiner Mitglieder findet. Dann aber zerschlägt der Dreißig-